



Bild: Benjamin Mansor

«Dass die Kinder sich im Primarschulbereich kennenlernen, behinderte und nichtbehinderte, das ist ein grosses Argument für die Inklusion», sagt Bernd Ahrbeck, Professor für Verhaltensgestörtenpädagogik.

Schule für alle? Ostschweiz am Sonntag 04.10.15

Unter dem Fachbegriff «Inklusion» werden erbitterte Diskussionen geführt. Sollen sämtliche Sonderschulen abgeschafft werden? Sollen alle Kinder, ob mit Behinderung oder ohne, gemeinsam unterrichtet werden? Der Berliner Professor für Verhaltensgestörtenpädagogik, Bernd Ahrbeck, erklärt.

JULIA NEHMIZ/REGULA WEIK

Herr Ahrbeck, die Inklusion ist doch ein schöner Gedanke. Kinder mit einer Behinderung werden nicht in eine Sonderschule abgeschoben, sondern lernen mit nicht-behinderten in einer Regelklasse. Die Schwächeren profitieren von den Stärkeren, und alle üben sich in Akzeptanz der Vielfalt.

Bernd Ahrbeck: Das klingt für mich auch erstmal gut. Dass die Kinder sich im Primarschulbereich gegenseitig kennenlernen, behinderte und nicht-behinderte, das ist ein grosses Argument für die Inklusion. Mit der «Abschiebung» ist es so eine Sache. Viele Kinder, die im Laufe der Schulzeit an eine spezielle Einrichtung kommen, fühlen sich dort eher erleichtert.

Wie das?

Ahrbeck: Da kommen verschiedene Gründe zum Tragen. Der Druck ist weg, vielleicht gibt es mehr Akzeptanz. Und Sie dürfen nicht vergessen: Die Lehrperson kann sich intensiver um das einzelne Kind kümmern. An einer Privatschule in Berlin für verhaltensgestörte Kinder gibt es sechs Kinder und zwei Lehrer. Da ist ein Kind mit einer schwerwiegenden Problematik doch viel besser aufgehoben als in einer normalen Klasse, wo es vielleicht geärgert oder gar gemobbt wird.

Heisst das, dass Inklusion grundsätzlich nicht machbar ist?

Ahrbeck: Nein, überhaupt nicht. Es gibt viele Fälle, in denen das wunderbar klappt. Und es gibt eben auch Kinder, die in einer Sonderschule geeigneter. Im Inklusionsdiskurs gibt es eher unterschiedliche Positionen. In der radikalen Auffassung der Inklusion, die ich kritisiere, geht es um die

Abschaffung aller Sondereinrichtungen und um die Abschaffung einschlägiger Förderkategorien. In Deutschland sind Vertreter dieser Position ziemlich einflussreich.

Welche Haltung vertreten Sie?

Ahrbeck: Wir brauchen sicher weniger Sonderschulen, als es sie derzeit gibt. Ich bin aber sehr dagegen, dass man spezielle Einrichtungen prinzipiell abschafft. Das halte ich für grundlegend falsch. Ich habe kürzlich eine grosse Befragung im Bundesland Nordrhein-Westfalen gemacht, 89 Prozent der Eltern sagten, wir bräuchten auch Sonderschulen. Und bei den Eltern mit Inklusionserfahrung waren es sogar noch mehr.

Sind alle Inklusionen gescheitert?

Ahrbeck: Alle ganz sicher nicht, aber zum Teil schon. Nehmen Sie eine Klasse mit drei hyperaktiven Kindern, die Sie kaum erreichen können. Oder nehmen Sie Kinder, die gewalttätig sind und den Unterricht permanent stören. Da gibt es einfach Grenzen des Möglichen, für Lehrer wie für Mitschüler. Sie müssten Menschen ohne Unerträglichkeitsgrenzen sein, aber dies gibt es nicht.

Warum wollen manche die Sondereinrichtungen und Förderkategorien abschaffen?

Ahrbeck: In der Inklusion bestehen einige idyllische Vorstellungen. Es komme nur auf die Akzeptanz des Besonderen an. Darauf kommt es auch an, aber damit alleine ist es nicht getan. Es geht auch um eine gezielte Förderung. Häufig wird sogar gefordert, die Kinder sollen nicht mehr etikettiert werden durch Begriffe, die sie diskriminieren könnten. Also Fachbegriffe wie verhaltensgestört, lernbehindert, sprachbehindert und so weiter. Das ist freundlich

gemeint. Und natürlich soll man ein Kind nicht nur unter dem Blickwinkel sehen «du bist beeinträchtigt», das wünscht sich keiner. Aber wir brauchen die Fachbegriffe, damit wir zielgerichtet intervenieren und fördern können. Wenn Sie die Fachbegriffe auflösen, stehen Sie ziemlich blank da.

Aber Inklusion heisst doch nicht, alles zu nivellieren.

Ahrbeck: Eigentlich nicht, aber es



Wir brauchen sicher weniger Sonderschulen, als es sie derzeit gibt.

Bernd Ahrbeck
Pädagogikprofessor
Humboldt Universität Berlin

wird oft so verstanden. Doch was ist Inklusion? Der Begriff bezieht sich auf die UN-Behindertenrechtskonvention. Diese fordert, dass es Teilhabe gibt an der Gesellschaft, Anerkennung behinderter Menschen, juristische Gleichstellung. Die Lebens-, Lern- und Entwicklungssituation soll sich also verbessern, eine bestmögliche Förderung erfolgen. Diese Kriterien beissen sich manchmal. Wenn die Förderung in einer speziellen Einrichtung besser gelingt, dann bleibt die Gemeinsamkeit auf der Strecke. Dieses spannungsreiche Feld

lässt sich nicht mit radikalen Positionen auflösen.

Was würde passieren, wenn man die Forderungen der radikalen Inklusion umsetzt?

Ahrbeck: Das ist in Deutschland zum Teil schon geschehen. Es ist versucht worden, die Diagnostik in den Bereichen Lernen, Verhalten und Sprache in den ersten drei Schuljahren abzusuchen.

Damit die Kinder nicht etikettiert werden.

Ahrbeck: Genau. Und das hat zu einem immensen Zulauf in die psychiatrischen Beratungsstellen geführt. Wenn das Kind nicht zurechtkommt, die Lehrer sagen, wir wissen auch nicht weiter, wir haben die Diagnostik nicht, wir haben die Fachkräfte nicht, dann wenden sich die Eltern an den Psychiater. Daraufhin haben die Psychiater einen Brief an den zuständigen Minister geschrieben, er solle sich um die Kinder pädagogisch kümmern, damit nicht jedes pädagogische Problem zu einem psychiatrischen wird. Es spricht also sehr viel für frühe Diagnostik.

Was sagen Sie Eltern, die Angst haben, Ihr Kind bleibt auf der Sonderschule hängen und schafft den Sprung in die Regelschule nicht?

Ahrbeck: Das ist tatsächlich ein Problem. Gerade Kinder, die eine Schule für Lernbeeinträchtigte besuchen, müssten die Möglichkeit haben, in eine allgemeine Schule zurückzukehren. Lebenslange Schulen für Verhaltensgestörte halte ich für problematisch. Wenn die Kinder nicht mehr zurück können, dann sind die Systeme zu rigide.

Wie sieht für Sie die ideale Schule aus?

Ahrbeck: Auf der Ebene der Behinderung sieht sie so aus, dass man möglichst im Sinne von Inklusion für Gemeinsamkeit sorgt. Dabei müssen aber auch die speziellen Förderbedürfnisse der Kinder beachtet werden. So viel Partizipation wie möglich, aber auch ganz entschieden ein hohes Mass an Förderung. Eine spezielle Beschulung, die manchmal zwingend notwendig ist, darf nicht unter dem Verdikt des Etikettierens, des Bösen stehen.

Und was ist mit dem skandinavischen Modell?

Ahrbeck: Eine grössere Kooperation zwischen Sonderschulen, Sonderklassen und der allgemeinen Schule – das wäre sehr wünschenswert. In Skandinavien haben sie mehr Sonderklassen, weniger Sonderschulen. Das Klassensystem ist flexibler als das Schulsystem. Wobei man auch da keine Wunder erwarten darf. In Skandinavien sind drei oder mehr Prozent der Kinder in speziellen Klassen, 80 Prozent des Unterrichts haben sie nicht zusammen mit den anderen. Häufig wird nur noch Musik und Sport gemeinsam unterrichtet. Aber der Grundgedanke ist bestechend.

Das heisst, das System in der Schweiz müsste durchlässiger werden?

Ahrbeck: Sicher. Ich bin dafür, sukzessive vorzugehen und empirisch zu überprüfen, was geht und was nicht. Dann werden wir, glaube ich, weniger Sondereinrichtungen brauchen. Aber man wird auch sehen, dass sie für manche Kinder unerlässlich sind. Das ist moderate Inklusion. Nicht die Vollabschaffung der Systeme, sondern mehr Gemeinsamkeit. Und die Anerkennung, dass es auch Besonderes geben muss.